



Leseprobe

Monika Czernin

Anna Sacher und ihr Hotel

Im Wien der
Jahrhundertwende

»Gelungene Mischung aus Realität und Fiktion« *Neue Westfälische*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 22. August 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

MONIKA CZERNIN, 1965 in Klagenfurt geboren, studierte Politikwissenschaften und Philosophie in Wien. Die Autorin (u.a. *Gebrauchsanweisung für Wien*, *Die Geschichte der Nora Gräfin Kinsky*) und Filmemacherin hat in ihrer umfassenden Recherche viele Quellen zum Hotel Sacher erstmals ausgewertet.

Monika Czernin lebt am Starnberger See.

Besuchen Sie uns auch auf www.penguin-verlag.de
und www.facebook.com/penguinverlag

Monika Czernin

Anna Sacher
und ihr Hotel

Im Wien der Jahrhundertwende



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Das letzte Fest des alten Europa. Anna Sacher und ihr Hotel
beim Albrecht Knaus Verlag, München.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Bildnachweis: S. 6, © Madame d'Ora/ÖNB/Imagno, Wien



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

2. Auflage

Copyright © 2014 by Monika Czernin
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by
Albrecht Knaus Verlag, München
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: any.way, Cordula Schmitt
Umschlagmotiv: akg-images
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-10058-4
www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Hans,
der ein großer Ermutiger,
ein leidenschaftlicher Leser
und ein untrüglicher Kritiker war.

Inhalt

Einleitung	II
1892 – Anna Sacher trauert, mit Anstand und nicht ohne Stolz	23
1869 – Eduard Todesco erhöht den Mietzins fürs Sacher	37
1876 – Carl von Hasenauer, der Höhenflug der Weltausstellung und der anschließende Katzenjammer	53
1881 – Kaiserin Elisabeth isst trotz Magersucht ein Stück Sachertorte	74
1884 – Hans Wilczek und Nathaniel Rothschild gehören schon fast zum Inventar des Sacher	90
1888 – Kronprinz Rudolf bittet seinen Kammerlieferanten Eduard Sacher um ein Diner	104
1893 – Pauline Metternich kauft Kleiderstoffe bei Jungmann & Neffe	123
1895 – Arthur Schnitzler isst Austern und feiert die Überwindung des Naturalismus	139
1897 – Karl Lueger spaziert am Corso, aber meidet das Sacher	153
1898 – Karl Wittgenstein finanziert (nicht nur) die Secession . . .	169
1900 – König Milan von Serbien weilt lieber im Sacher als daheim	183
1902 – Gustav Klimt bringt Auguste Rodin im Sacher-Garten ins Schwärmen	194
1904 – Gustav Mahler lässt im Sacher seinem Kammersänger den Vortritt	206

1908 – Madame d’Ora fotografiert Anna Sacher, und die Hunde müssen stillhalten	219
1912 – Erzherzog Franz Ferdinand unterschreibt auf einem Tischtuch	233
1914 – Nikolaus von Szemere feiert ein letztes Fest, und Viktor von Ephrussi zieht ins Sacher	247
1918 – Ottokar Czernin warnt Felix Salten erfolglos vor der Weltrevolution	263
1919 – Selbst Camillo Castiglioni bekommt im Sacher kein Rindfleisch	278
1925 – Max Reinhardt kehrt nach Wien zurück und lässt ins Sacher bitten	293
1929 – Anna Sacher wird entmündigt und stirbt aus Gram	305
Quellen	323
Literatur	343
Dank	349

Jedesmal, wenn ich im Gespräch jüngerer Freunden Episoden aus der Zeit vor dem ersten Kriege erzähle, merke ich an ihren erstaunten Fragen, wieviel für sie schon historisch oder unvorstellbar von dem geworden ist, was für mich noch selbstverständliche Realität bedeutet. Und ein geheimer Instinkt in mir gibt ihnen recht: zwischen unserem Heute, unserem Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen.

Stefan Zweig: Die Welt von gestern (1942)

Wir befinden uns, wie im Jahre 1914, in einer Phase des Umbruchs. Die Konturen des alten Systems sind im Auflösen begriffen, die neuen Konstellationen sind noch nicht klar erkennbar. Gerade in solchen Momenten, wo das Gleichgewicht ins Wanken kommt, häuft sich das Risiko.

Christopher Clark: Eröffnungsrede der Salzburger Festspiele (2014)

Wer legt eigentlich fest, dass Fantasie und Dichtung in einer Biografie nichts zu suchen haben?

Virginia Woolf zu Orlando

Einleitung

Leute, die damals noch nicht gelebt haben, werden es nicht glauben wollen, aber schon damals bewegte sich die Zeit so schnell wie ein Reitkamel. (...) Man wusste bloß nicht wohin.

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften (1930)

Das Bild zeigt eine Frau in den besten Jahren, sie trägt ein weißes, spitzenbesetztes Kleid, das hübsche Gesicht in die Hand gestützt, die zu Locken getürmten Haare von einem Hut mit Straußenfedern gebändigt. Zwei französische Zwergbulldoggen sitzen auf ihrem Schoß wie bei anderen Leuten Kinder in Matrosenanzügen. Ihr Mund verrät Willenskraft. Klug und skeptisch blickt die Porträtierte den Betrachter an, fast unangenehm ist dieser Blick, der sein Gegenüber präzise taxiert, dem nichts entgeht. Hier ist eine Frau, der man kein X für ein U vormachen kann.

Es ist die wohl berühmteste Fotografie der Anna Sacher. Die legendäre Hotelbesitzerin wusste sich selbstbewusst in Szene zu setzen und in den bodenständigen Satz zu kleiden: »Das Sacher, das bin ich und sonst niemand.« Die Fotografie drückt genau das aus und inszeniert gleichzeitig den Charme und Witz, den diese Kultfigur des Wiener Fin de Siècle gehabt haben muss. Die Fotografin des raffinierten Porträts war eine nicht minder bekannte Dame: Dora Kallmus, genannt Madame d'Ora. So hieß auch ihr Fotostudio, das sie 1907 im ersten Wiener Gemeindebezirk eröffnet hatte. Anna Sacher kannte die junge Frau. Ihr Vater Philipp Kallmus entstammte einer jüdischen Familie aus Prag, er hatte als Hof- und Gerichtsadvokat Karriere gemacht wie so viele Juden der Gründerzeit, die aus den k.u.k. Ländern in die Hauptstadt des Kaiserreiches gezogen waren, zuerst aus Böhmen, Mähren und vor allem Ungarn, später dann auf der Flucht vor den antisemitischen Ausschreitun-

gen in Galizien oder vor der Armut der Schtetl. Philipp Kallmus war schon in den Jahren, als Annas Ehemann Eduard noch lebte, ein gern gesehener Gast im Sacher gewesen, auch wenn sich das seltsam verloren hat in den Geschichten über das Hotel. Und so wird er wohl eines Tages auch seine Tochter der zwanzig Jahre älteren Chefin des Hauses vorgestellt haben. Die d'Ora und die Sacher gehörten zu jenen Frauen der Zeit, die wie selbstverständlich emanzipiert waren, sie hatten ungewöhnliche Karrieren gemacht, und zwar in einem gesellschaftlichen Umfeld, das Frauen derartige Positionen und eine derartige Selbstständigkeit erst allmählich zugestehen wird.

Mit ihrer Fotografie hat Madame d'Ora an der Legende der Anna Sacher mitgewirkt. Die Bullys der Frau Sacher waren fast so berühmt wie die Sachertorte, mit der die ganze Geschichte noch vor der bürgerlichen Revolution von 1848 im Wiener Biedermeier ihren Anfang nahm. Die Hündchen fügten sich geschmeidig zu den zahlreichen Anekdoten über Erzherzöge und andere meist aristokratische Gäste, die sich in den Salons und Separees des Hotels tummelten und die Gerüchtebörse der Stadt mit allerlei Pikanterien zu füttern wussten. Der bloß mit einem Säbel bekleidete Erzherzog Otto, der stets in Husarenuniform auftretende Dauergast Nikolaus Szemere samt illustrier Runde, der nackte Kronprinz höchstpersönlich mit König Milan von Serbien und Eduard Sacher im Prater-Teich und so weiter und so fort. Das Sacher war immer mehr als ein Hotel: Es war einer der Mittelpunkte der Wiener Gesellschaft, ein Dreh- und Angelpunkt der großen Epoche vor dem Ersten Weltkrieg und der bitteren Zeit nach dieser Urkatastrophe, einer Zeit, die heute von Historikern gern als ein Kontinuum, als »lange Jahrhundertwende« (von 1880–1930) bezeichnet und gedeutet wird.

Bis heute hängt die Fotografie der Anna Sacher im Gang zwischen Marmorsaal und dem Restaurant »Anna Sacher«. Vor dem Hotel halten Fiaker, Menschen eilen in die Staatsoper, der k.u.k. Hoflie-

ferant Jungmann & Neffe lässt krachend die Rollläden herunter, ein paar Herren, sehr elegant und aus der Zeit gefallen, betreten das Hotel. Im Raum lesen wir die Zeit: Nirgends gilt das so sehr wie in Wien. Hier lärmt nicht nur das Heute, sondern auch das Gestern, und so muss man nicht viel tun, um die Zeit hundertfünfzig Jahre zurückzudrehen und sich die Geräuschkulisse vorzustellen, als die Ringstraße – damals noch die größte Baustelle Europas – von Kaiser Franz Josef feierlich eröffnet wurde. Statt Autos rumpelten Fiaker und Equipagen über das Stöckelpflaster, was für großen Lärm sorgte, und aus dem Stimmengewirr der Menschen hörte man neben Deutsch und Französisch die unzähligen Sprachen des Habsburgischen Vielvölkerstaates heraus.

Was für eine Zeit! Die Gründerzeit, die Ringstraßenepoche, die Zeit des Liberalismus! Alles wandelte sich damals – Technik, Städte, Verkehrswesen, Wissenschaft und der Alltag der Menschen. Alles war auf Veränderung programmiert, auf Bewegung, ja Beschleunigung. Kapitalismus und freie Marktwirtschaft feierten einen Sieg nach dem anderen, schufen aber auch eine Ungleichheit, deren soziale Sprengkraft von den oberen Zehntausend unterschätzt wurde. Wenn man heute die Ringstraße entlanggeht, kann man diesen Geist noch spüren, man muss nur den Blick über die prunkvollen Fassaden gleiten und sich die Geschichten der Gebäude und des Lebens, das sich hinter ihren Mauern abgespielt hat, erzählen lassen.

Dreißig Jahre später dann, um die Jahrhundertwende, war Wien mit seinen fast zwei Millionen Einwohnern zu einer der größten Städte der Welt geworden, eine nervöse Metropole, eine Stadt der Millionäre und der Obdachlosen, eine Hochburg der Künste und Wissenschaften, das Mekka der modernen Medizin, Ökonomie, der Rechtswissenschaften und der Chemie. Überall nur Superlative. Es kam zu einer wahren Explosion des Schöpferischen. Die Künstler des Fin de Siècle sind weltberühmt: Gustav Klimt,

eine Generation später Egon Schiele und Oskar Kokoschka. Auch in der Musik geschah Bahnbrechendes – vor allem durch Gustav Mahler und Arnold Schönberg. Und in den Cafés der Stadt traten sich die Literaten auf die Füße und schufen Werke voller Zeitlosigkeit. Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Stefan Zweig, Karl Kraus, Hermann Broch und Felix Salten. Und natürlich Sigmund Freud, dessen Analyse der Seele das Selbstbild des Menschen und den Blick auf die Kultur unwiderruflich verändern sollte. Er bat seine Patientinnen auf die Couch und entließ sie als krönenden Abschluss womöglich auf einen nervenberuhigenden Tee in den Damensalon des Sacher.

Im gesellschaftlichen Leben der späten Habsburgermonarchie gaben seit Jahrhunderten der Hof und die Aristokratie den Ton an, die Erzherzöge, die Metternichs, Kinskys, Schwarzenbergs, Wilczeks und Hohenlohes. Sie achteten auf soziale Distinktion und durch die Etikette gezogene Schranken. Jene sogenannte erste Gesellschaft mischte sich mit niemandem, schon gar nicht mit den gesellschaftlichen Aufsteigern der zweiten Gesellschaft, wie man im hierarchieverliebten Wien zu den höheren Beamten und zum Großbürgertum zu sagen pflegte. Das waren vor allem die jüdischen Großhändler, die Fabrikanten und Bankiers. Und dennoch: Auch der alte Adel wusste, dass, wer seine Stellung behaupten und nicht nur auf seinen Landgütern mächtig sein wollte, mit der neuen Zeit gehen musste, mit der Industrialisierung, dem Welthandel, der Börse. Keine andere gesellschaftliche Gruppe prägte die Gründerzeit und Jahrhundertwende so stark wie das jüdische Großbürgertum, das sich durch die Gleichstellung der Juden im Laufe des 19. Jahrhunderts gebildet hatte. Über die Hälfte der Wiener Millionäre waren jüdischer Herkunft, in Deutschland waren es hingegen nur sechzehn und in England nur zwei Prozent. Sie alle, die Rothschilds, Ephrussis, Todescos, Königswarters, Liebens, Schey

von Koromlas, Epsteins oder Gutmanns hatten ihre Palais im eleganten vierten Bezirk oder auf der Ringstraße – in unmittelbarer Nähe des Sacher also, das sich hinter der neuen Hofoper direkt am Ringstraßenkorso befand. Und so kann es eigentlich gar nicht sein, dass diese meist nur in ein bis zwei Generationen zu Reichtum und wirtschaftlichem Einfluss gelangten Großbürger nicht im Sacher verkehrten, nur weil fast niemand von ihnen in der berühmten Bildergalerie der Anna Sacher hängt oder das berühmte Gästetischtuch der Anna Sacher vor allem ein Who's who des europäischen Adels ist. Und wenn sie doch alle im Sacher gewesen sind, wieso tauchen sie dann so selten in den Geschichten und Büchern über das Hotel auf? Und was sagt uns diese Lücke über die damalige Zeit?

Als Anna Sacher 1930 starb, schwelgten die Zeitungen in Habsburg- und Monarchie-Nostalgie und zementierten so das Klischee vom Sacher als jenem Ort, an dem Aristokraten und Erzherzöge ein- und ausgingen, als dem Ort, an dem die Hofgesellschaft zu speisen geruhte, wenn sie bei Hofe nicht satt geworden war. Das Sacher galt als Hort jener oberflächlichen und verschwundensüchtigen Adligen, die, wie Hermann Broch befand, längst »die Flucht ins Unpolitische« angetreten hatten und im »flüchtigsten Lebensgenuss« – dem saisonalen Auf und Ab von Jagden, Bällen und Pferderennen – ihr soziales Überleben zu finden glaubten. Und so lautete denn auch der Tenor aller Geschichten und Artikel, die ich über das Sacher gehört und gelesen hatte. »Es ist das Hotel zum alten Österreich«, schrieb etwa das *Wiener Journal* zum Tod Anna Sachers. »Denn hier ging aus und ein, was zu den Notabilitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte. In den Speisesälen ließen sich österreichische Erzherzöge blicken, ungarische Magnaten aßen hier das berühmte Wiener Beinflisch, tranken alte Bordeauxweine, Grafen und Barone machten die Hon-

neurs und ließen sie sich machen.« Manche der Herren hatten es zu nichts gebracht außer zu einem imposanten Stammbaum und zu einem umfassenden Wissen über Genealogie. Andere wiederum waren in die Lenkung der Monarchie involviert, so etwa die Grafen Apponyi, Taaffe oder Czernin, die sich ebenfalls zu den Stammgästen des Sacher zählten. Sie haben in den *Separees* des Hauses sicher nicht nur mit Ballerinen und Theatersoubretten geflirtet, sondern auf dem neutralen Boden des Hotels schwierige politische Verhandlungen geführt und wichtige Entscheidungen getroffen.

Nur in der *Arbeiterzeitung* findet sich ein Hinweis auf das jüdische Großbürgertum und seine Beziehung zum berühmten Haus. In seinem Nachruf auf Anna Sacher im Februar 1930 schreibt das Blatt: »Ihr Hotel Sacher ist mehr gewesen als eine bloße, über das Normalmaß kapitalistischen Behagens hinausgehende elegante Gaststätte, die Menschen kleinbürgerlicher Herkunft nur dann ihre Pforten öffnete, wenn sie Ballerinen waren oder sonst etwas Ähnliches, mit weiblichen Reizen Gepaartes. Das Hotel Sacher war geradezu eine vom spanischen Hofzeremoniell befreite Filiale der Hofburg.« Und dann weiter: »Von Erzherzögen wimmelte es bei Sacher, aber trotzdem gab es dort keinen Arierparagrafen. Die ganz feinen Juden, die Grundbesitz und Jagden besaßen, waren ganz wohlgeleiteten, auch solche, die sich irgendwie auf Unterhaltungskünste verstanden, zum Beispiel die Operettenlibrettisten, deren Werke ja für diese feudalen Kreise den Inbegriff der Literatur bildeten.« Einige Jahre später vermerkte der *Völkische Beobachter* abschätzig über das Hotel, dass es »nicht salonfähig« sei, »denn dort trifft sich die Reaktion und das Judentum«. Zwischen all den homogenen Adelsgeschichten ließen mich diese beiden Artikel aufhorchen und nach Beweisen und Namen für eine Geschichte suchen, die bisher nicht über das Sacher und seine Welt erzählt worden ist.

Doch wo würde ich eine Liste all jener Hotel- und Stammgäste finden, die aus dieser sogenannten zweiten Gesellschaft stammen? Wie konnte ich herausfinden, inwiefern das Sacher möglicherweise sogar einer der wenigen Orte war, an denen sich die erste und die zweite Gesellschaft – Adel und Bürgertum – mischte? Und war das Sacher vielleicht gar nicht der Gipfel der Nostalgie, zu dem es nach dem Tod der Anna Sacher gemacht wurde, sondern vielmehr ein gänzlich moderner Ort, das Sinnbild einer Epoche, die in waghalsigem Tempo all jene geistigen Strömungen und Entwicklungen hervorbrachte, die wir gemeinhin erst dem 20. Jahrhundert zuschreiben? Konsumkultur und Tourismus, Frauenemanzipation und das Aufbrechen sexueller Regeln, modernes Marketing, Klatschpresse, neue Technologien und die Globalisierung der Märkte. Ein Ort, an dem sichtbar wurde, dass die Donaumonarchie mitnichten morsch und deshalb zielgerichtet ihrem Untergang zustrebte, sondern dass sie ein durchaus lebensfähiges, sich den wechselvollen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen anpassendes, komplexes Staatsgebilde war, das seine Legitimität erst durch den verlorenen Weltkrieg und dessen zynische Brutalität eingebüßt hatte?

Eines Tages drückte mir die heutige Anna Sacher, die Grande Dame des Hauses, Elisabeth Gürtler, eine große hölzerne Schatulle in die Hand. Darin fanden sich Kondolenzkarten, die Anna Sacher anlässlich des Todes ihres Mannes Eduard im Jahr 1892 erhalten hatte. Sie waren mit größter Sorgfalt auf Kartons geklebt. Diejenigen, auf deren Rückseite sich auch noch Beileidsworte fanden, waren nur an einer Schmalseite festgeklebt worden, um sie umblättern und lesen zu können. Die Schatulle, mit Samt ausgeschlagen und im Deckel mit einigen Fotografien Eduards und einigen Orden verziert, erzählte nicht so sehr von einer Witwe, die sich durch die vielen Beileidsbekundungen getröstet fühlte, sie

war vielmehr ein Beweis der gesellschaftlichen Stellung des von Eduard 1867 gegründeten Hotels als eines der ersten Häuser der Stadt – eine illustre Kundenkartei sozusagen. Und tatsächlich: In den Kondolenzkarten fanden sich nun all jene Namen, die ich gesucht hatte. Über die Hälfte derer, die der Witwe ihr Mitgefühl aussprachen, entstammten dem jüdischen Bürger- und Großbürgertum. Mit dem Rest – erstaunlicherweise sind hier die Vertreter der Hocharistokratie spärlich gesät – ergab die Liste ein treuliches Abbild der Ringstraßengesellschaft. Eine vielstimmige Geschichte in einer Holzschatulle.

Die Industrialisierung hatte Österreich verspätet erreicht, umso mehr boomte in der Folge die Wirtschaft im Habsburgerreich. Zwischen 1870 und 1910 wuchs sie stärker als in den anderen westeuropäischen Staaten. Österreich-Ungarn hatte die Überholspur entdeckt, die Industrie- und Handelshäuser gründeten Niederlassungen von England bis Russland, Eisenbahn- und Fahrzeugbau, Elektro-, Kohle- und Konsumgüterindustrie waren der Motor einer vom Wirtschaftswachstum geprägten Zeit, die nach der Ernüchterung des Börsenkrachs von 1873 in den 1890er Jahren noch einmal Fahrt aufnehmen und bis zum Weltkrieg anhalten sollte.

Der Liberalismus freilich – jener politische Zwilling des Gründerzeitkapitalismus – erfuhr durch den Schwarzen Freitag am 9. Mai 1873 einen Schock, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Ausgelöst durch wilde Spekulationen im Zuge der Weltausstellung, die nur acht Tage zuvor ihre Tore geöffnet hatte, war der Börsenkrach der Auftakt einer politisch unsteten Epoche. Damals und in den späten 1920er Jahren brachten die Folgen der wirtschaftlichen Krise populistische Bewegungen an die Macht. Mit Karl Lueger und seiner Christlichsozialen Partei war Wien seit deren Wahlsieg im Jahr 1895 die einzige europäische Hauptstadt mit einem gewählten antisemitischen Gemeinderat. Adolf Hitler,

der nach der Jahrhundertwende als Kunstmaler in Wien weilte, lernte von den Wiener Deutschnationalen und Antisemiten. Erst später allerdings griff er auf jene antisemitischen Klischees zurück, die er in Wien kennengelernt hatte, und bezeichnete den jüdenfeindlichen Vordenker Georg von Schönerer und den antisemitischen Volkstribun Karl Lueger als seine Vorbilder.

Lueger, so heißt es, war kein Freund des Sacher, und Anna Sacher war wohl auch keine Freundin des Bürgermeisters. Wie auch. Er war der Herr der Stammtische aller kleinbürgerlichen Wirtshäuser der Stadt, während sie – mit ähnlich charismatischem Talent ausgestattet – Gastgeberin einer internationalen, vornehmlich aus Adeligen und jüdischen Großbürgern bestehenden Oberschicht war, die das Feindbild des kleinen Mannes darstellte.

Kulturell war die Ringstraßengesellschaft bis in den letzten Lebensbereich hinein von Hans Makart geprägt. Der aus Salzburg stammende Maler schuf nicht nur die wichtigsten Gemälde des Historismus, er beeinflusste auch die Interieurs der Ringstraßenpalais. Selbst die Mode und die Art, wie Feste gefeiert wurden, waren den Regieanweisungen des Universalkünstlers unterworfen. Als er 1884 mit nur vierundvierzig Jahren starb, war eine Epoche zu Ende gegangen. Ihr folgte ein beispielloser Aufbruch in die Moderne, der Jugendstil Gustav Klimts und der Expressionismus Schieles und Kokoschkas. Die jugendlichen Rebellen versammelten sich in der Secession, nicht weit vom Künstlerhaus entfernt, dem Hans Makart jahrelang vorgestanden war. Mitfinanziert wurden beide Institutionen von dem Inbegriff des Gründerzeitkapitalisten, von Karl Wittgenstein, dem Vater des Philosophen Ludwig Wittgenstein. Und nicht nur er, auch Klimt, der teuerste Maler seiner Zeit, schätzte die Atmosphäre des Sacher, insbesondere den eleganten Sacher-Garten im Prater.

Die Literaten des Fin de Siècle haben bekanntlich die Caféhäuser der Stadt unsterblich gemacht, auch wenn einige von ihnen durchaus das Geld hatten, mit der High Society im Sacher mitzuhalten und dies auch taten – etwa Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal und vor allem Arthur Schnitzler. Auch Karl Kraus war gut betucht, doch der Schöpfer der *Letzten Tage der Menschheit* hat in seinem Opus magnum das Sacher zwar wiederholt erwähnt, als Gast fühlte er sich hier wohl eher deplatziert. Gustav Mahler, der von 1897 bis 1907 Hofoperndirektor war, konnte hingegen gar nicht anders, als im Sacher zu dinieren – das Restaurant des Hotels galt nicht nur als verlängerter Speisesaal der kaiserlichen Hoftafel, sondern auch als Kantine der Oper, und Leute wie der Startenor Leo Slezak waren wohl in den Speisesälen und Salons des Sacher mehr zu Hause als in ihren sicher nicht unbehaglichen Wohnungen.

Auch die kulturelle Blüte, die Wien zu dieser Zeit erlebte, entsprang der gesellschaftspolitischen Entwicklung der Stadt. Als das Großbürgertum in den 1890er Jahren durch den Erfolg von Luegers »Politik der neuen Tonart« die Macht verlor, zogen sich, wie der Kulturhistoriker Carl Schorske gezeigt hat, die Bürgersöhne in den ästhetischen Tempel der Kunst zurück, für den ihre Eltern sie in Nachahmung des aristokratischen Lebensstils ausgebildet hatten. Unter ihnen befand sich eine große Anzahl von jüdischen Bürger- und Großbürgerkindern. Selten jedoch war die Rebellion der Jugend so künstlerisch produktiv, so überragend innovativ, eine solche Entladung kreativer Energie.

Dies war die Epoche, in der sich das Leben der Anna Sacher entfaltete. Eine Zeit, in der die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklungen aufs Engste miteinander verwoben waren, und die erst endete, als mit dem großen Krieg »die Lichter in Europa ausgingen«, wie der britische Außenminister Sir Edward Grey

voraussah. Nicht, dass die sozialen und politischen Phänomene dieser Zeit ausweglos auf die Tragödie zusteuerten. Erst unser heutiger Blick erweckt manchmal den Anschein, dass alles so kommen musste. Für die damaligen Menschen war der Erste Weltkrieg vor allem ein Schock, eine mächtige Zäsur und ein apokalyptischer Traum, aus dem es nach vier Jahren der Zerstörung nur ein böses Erwachen gab. Wien war nun nicht mehr das Zentrum eines großen, bunten Völkergemischs, nicht mehr die Residenz einer Dynastie, sondern die Hauptstadt eines kleinen Landes. Eine Stadt, in deren Mauern all die Bitterkeit der Zeit eingeschrieben stand und die bloß einen zaghaften, letztlich in die nächste Katastrophe führenden Neuanfang wagte. Demobilisierte Soldaten und heimgekehrte Kriegsgefangene berichteten von der Revolution in Russland und den Arbeiterprotesten in Berlin. Auf den Straßen sah man viele »Zitterer« – Männer mit Schützengrabenneurose – und natürlich all die Amputierten. Die Not der Zeit war allorten greifbar, und Kriegsgewinnler, Fälscher und Schwindler schlugen daraus auf ihre Weise Profit. Von diesen neuen Reichen verkehrten manche im Sacher – die Hotelierin musste es dulden, wollte sie ihr Haus über die schweren Zeiten hinwegretten.

Der Antisemitismus aber, der im Zuge der Wirtschaftskrise der 1880er Jahre wieder aufgeflammt war, gewann in den Jahren nach dem Krieg in Wien noch zusätzlich an Boden. Krawalle an der Universität, Demonstrationen gegen die »Pest des Ostjudentums«, es war unmöglich, den anschwellenden Bocksgesang nicht zu hören. Und die galoppierende Inflation trug das Ihre zur Stimmung gegen die »Geldjuden« und zur Suche nach Sündenböcken bei.

Als Dora Kallmus Anna Sacher 1908 fotografierte, war »die Sacher«, wie sie allorten der Einfachheit halber genannt wurde, auf dem Höhepunkt ihrer Karriere. Seit dem Tod ihres Mannes 1892 führte sie das Hotel alleine. Sie stand kurz vor ihrem 50. Geburtstag, der

ihr, so zeigt die Fotografie, nicht den leisesten Hauch von Alter beschert hatte. Sie hatte drei Kinder großgezogen, zwei Mädchen und einen Sohn, der seiner Mutter stets Sorgen bereitete. Auch war die eine Tochter mit neunzehn Jahren gestorben. Kein gewöhnlicher Tod, die Mutter wusste es wohl, doch hatte sie für die Schattenseiten des Lebens weder das richtige Gespür noch die nötige Zeit und Muße. Sie war in erster Linie eine öffentliche Figur in einer öffentlichen Position. Auch ihre eigenen Herzenswünsche hatte sie stets nachrangig behandelt, wenn sie es auch nicht vermochte, ihre Leidenschaften gänzlich zu ignorieren. Als sie 1930 starb und mit dem nötigen Pomp zu Grabe getragen wurde, war es ihr – der genialen Marketingstrategin – gelungen, ihr Hotel in eine Legende zu verwandeln.

Ein Hotel ist immer auch eine Bühne, sein Personal und seine Gäste die Schauspieler. Die Stücke, die hier gegeben werden, reichen von der Komödie über die Tragödie bis zur Farce. Ein Ort, an dem die Zeit vorbeizieht mit ihren Moden, ihren vorlauten und leiseren Tönen, mit ihrer Verwandlungskunst, ihrer Oberflächlichkeit und ihrer ganzen dahinterliegenden Komplexität. Dem Schauspiel rund um Anna Sachers Leben zuzusehen, die einzelnen Akte wieder zum Leben zu erwecken und so manchem gut gehüteten Geheimnis auf die Schliche zu kommen, ist Ziel dieses Buches. Das verlangt da und dort dramaturgische Eingriffe in die Realität, ohne dass das, was hier erzählt wird, erfunden ist. Es hat sich alles zugetragen, ein Panorama von beträchtlicher Farbigkeit und Dichte, ein vielstimmiges Musikstück wie eine Oper oder vielmehr eine Operette. Im Hotel Sacher hatte eine wechselhafte Epoche ihren Auftritt. Die Regie führte eine bemerkenswerte Frau – Anna Sacher.

1892

Anna Sacher trauert, mit Anstand und nicht ohne Stolz

Man sagte immer »der Sacher«, aber eigentlich sollte man sagen: »die Sacher«. Nämlich Frau Anna Sacher. (...) Die Sacher ist keine gewöhnliche Wirtin, sie ist eine patrizische Dame.

Ludwig Hirschfeld: Wien. Was nicht im Baedeker steht (1927)

Der Winter hielt Einzug in der Stadt. Anna Sacher blickte aus dem Fenster ihres Büros hinaus zur Hofoper. Schneeflocken tanzten durch die Luft, und auf der Straße glitzerten Eiskristalle. Noch hatte keine Droschke Spuren durch den frischen Schnee gezogen, es war früh. Sehr langsam nur graute der Morgen. Die Zeitungen, allen voran die *Neue Freie Presse* und die *Wiener Zeitung*, lagen schon für Anna bereit, aber das Zimmer war noch kalt, gerade erst war das Feuer im kleinen Ofen angezündet worden.

Sind gnädige Frau schon wach?, hatte ihr einer der Frühstückskellner mit einem Anflug von schlechtem Gewissen zugerufen, als er Anna das Hotel betreten sah. Normalerweise stellte er den Kaffee pünktlich, und kurz bevor die Chefin kam, auf ihren Schreibtisch.

Bin gleich bei Ihnen, hatte er hinzugefügt und war Richtung Küche geeilt, während Anna den Pelzmantel abgestreift, dem Portier überreicht und ihr Büro betreten hatte. Ihr morgendlicher Weg war nicht weit, die Wohnung lag bloß um die Ecke, und der Pelz, den sie trug, war mehr als ein Schutz gegen die Novemberkälte.

Ist schon gut, Johann, hatte Anna müde geantwortet. S' ist ja kaum hell.

Nun lauschte sie der Morgenmannschaft, die durch die Gänge in den Speisesaal huschte. Sie hörte Teller klappern, das Silberbesteck klingeln, Gläser klirren. Das unaufdringliche, wohltemperierte Geräusch eines Hotels am frühen Morgen. Es beruhigte sie, und wie stets ließ sie sich auch heute die Zeit bis zum Eintreffen der ersten Lieferanten und der Post nicht nehmen. Der Kellner eilte herein und stellte eine Tasse Kaffee vor ihr ab. Sie nahm einen besonders kräftigen Schluck, sie hatte schlecht geschlafen. Die Sorgen waren in ihre Träume eingesickert wie Gift ins Grundwasser. Sie war jede Stunde aufgewacht und hatte lange schlaflos dagelegen. Eduards Zustand bereitete ihr zunehmend Kummer. Seufzend blätterte sie in der *Neuen Freien Presse*.

Wegen Schneefalls hatte die Kaiserin ihre Abreise zur Jagd nach Mürzsteg aufgeschoben. Im ungarischen Abgeordnetenhaus hatte Graf Apponyi wieder einmal eine flammende Rede gehalten. Bei der Sitzung der Jungtschechen in Prag waren Prinz Schwarzenberg und Graf Eugen Czernin überraschend erschienen. Anna hatte die Angewohnheit, die Zeitungen nach all jenen Namen zu durchsuchen, die des Öfteren als Gäste bei ihr im Sacher weilten. Die Kurzmeldungen aus Lemberg, Budapest, Temeswar überflog sie unkonzentriert, den *Economist* übersprang sie mit schlechtem Gewissen. Dann aber blieb sie an der Erwähnung Hermann Königswarters hängen. Der Baron war als Gesellschafter ins Großhandelshaus Moritz Königswarter eingetreten. Der Alte, wie sie den Patriarchen des Bank- und Handelshauses, Moritz Königswarter, nannte, war eine imposante Figur, was man von seinen Söhnen, Hermann und Heinrich, leider nicht mehr sagen konnte.

Geld, Anna schüttelte den Kopf, verdirbt. Sie würde ihm gratulieren müssen, wenn er das nächste Mal im Sacher dinierte. Sie blätterte weiter. Die Börsennachrichten. Es würde ein ganz normaler Tag werden, nicht einmal an den Theatern und Opernhäusern der Stadt war fern des üblichen kulturellen Rauschens, das die

Donaumetropole wie selbstverständlich erfüllte, Weltbewegendes zu erwarten.

In den 1890er Jahren hatte der Fortschrittsglaube der Gründerzeit – jene glanzvolle Epoche der Habsburgermonarchie, der auch das Hotel Sacher seine Entstehung verdankt, bereits feine Risse bekommen. Den Schock des Börsenkrachs von 1873 hatte die Ringstraßengesellschaft zwar längst verdrängt, doch eine diffuse Angst vor dem Absturz war geblieben. Sie sorgte dafür, dass sich, wer es vermochte, noch mehr an seinen Aufstieg klammerte als zuvor. Das Kaiserhaus, das seit dem Mittelalter die Geschichte Österreichs bestimmte, gab den Menschen schon allein durch seine Langlebigkeit ein trügerisches Gefühl von Ewigkeit. Und die Vielvölkermonarchie war ein Universum ganz eigener Art, reich an Ländern und Kulturen, mit Menschen auf den unterschiedlichsten Stufen der Entwicklung, von den neuen Superreichen in der Hauptstadt bis zu den Bauern und Tagelöhnern in den hintersten Ecken Galiziens oder des Balkans, in denen die Zeit seit jeher stillzustehen schien. Diese Vielfalt hatte die Monarchie vergessen lassen, dass es für Staaten des 19. Jahrhunderts eigentlich zum guten Ton gehörte, Kolonien in Übersee zu besitzen. Man war einfach zu sehr mit sich selbst beschäftigt, allein die inländischen Nachrichten waren so bunt, dass sie ausreichten, die Bewohner des Reichs zu unterhalten oder, was ebenfalls ununterbrochen vorkam, in Sorgen zu stürzen.

Die Ringstraßenzeit war auch Annas Sachers Epoche, ihr Denk- und Gefühlsraum ihr geografisches Koordinatensystem. Bei ihrer Geburt am 2. Januar 1859 war der kaiserliche Abbruchbefehl der alten Stadtmauern gerade mal zwei Jahre alt gewesen. Das alte Kärntnertor, da, wo zehn Jahre später die neue Hofoper und noch einige Zeit später das Hotel Sacher entstanden, war gerade fertig

abgerissen worden. Für Jahrzehnte verwandelte sich Wien in die größte Baustelle Europas. Eduard Sacher war sechzehn Jahre älter als seine Frau und somit noch vor der bürgerlichen Revolution von 1848 geboren. Sie beide gehörten dem aufstrebenden Bürgertum an, einer heterogenen Gesellschaftsschicht, die vom Kleinbürger bis zum Millionär reichte. Doch eines hatten sie alle gemeinsam: nämlich den Glauben, durch eigene Fähigkeit und Leistung Wohlstand schaffen und mehren zu können. Die Aufstiegschancen, die der liberale Staat und die kapitalistische Privatwirtschaft dieser neuen Schicht boten, gaben ihnen allen, den Großkapitalisten und Spekulanten, den größeren Gewerbetreibenden und Händlern ein neues Gefühl wirtschaftlicher Macht.

Die Stellenanzeigen überflog Anna voller Eile, ihre Gedanken schweiften ab zu Eduard, den Kindern. Wie würden sie wohl reagieren, wenn das Unfassbare passierte? Sie stockte. Nur nicht daran denken. Lieber wandte sie sich den Stellenanzeigen zu. Immer war sie auf der Suche nach guten Stubenmädchen. Sie ging die Spalten durch: »Anständiges Stubenmädchen«, »Besseres Stubenmädchen«, »Junges williges Mädchen«. Bei der letzten Annonce schüttelte sie den Kopf. Das waren die Schlagzeilen, die dem Gastgewerbe einen halbseidenen Anstrich verliehen. »Mädchen vom Lande, 18 Jahre alt, wünscht bei einer Familie unterzukommen ... verlangt freie Station und bessere Behandlung ohne Bezahlung.« Was für ein Elend, dachte sie sich. In keiner Berufsgruppe lag die Selbstmordrate höher als bei den Dienstmädchen vom Land. Ohne Geld waren sie samt und sonders der Willkür des Hausherrn ausgeliefert, und die Ehefrauen hatten gelernt, darüber hinwegzusehen. Da ging es den Stubenmädchen im Sacher schon besser. Eduard hatte sich in diversen Gremien für die Professionalisierung des Hotel- und Gastgewerbes eingesetzt. Es war ihm immer arg gewesen, wenn sein Stand durch Schreckensmeldungen

wie Selbstmorde oder die astronomisch hohen Tuberkulosezahlen in Misskredit geriet. Er hatte sogar einen Unterstützungsverein der Gastwirte und Hoteliers und eine Fortbildungsschule ins Leben gerufen. Ein Hotel war eben auch ein Scharnier zwischen sehr heterogenen Gesellschaftsschichten, hier verkehrten Gäste, die gut und gern an einem Abend das ausgaben, was ein Dienstmädchen im Jahr verdiente. Das ganz große Elend im Wien der Zeit fing freilich fern dieser Lebensentwürfe an. Es wimmelte nur so von Millionären, die sich Paläste auf der Ringstraße leisteten, aber auch von Obdachlosen, die darunter, in den Kanälen, eine klamme Zuflucht suchten.

Die Leopoldstadt, in der Anna Sacher – damals trug Sie noch ihren Mädchennamen Fuchs – ihre Kindheit zugebracht hatte, war der größte und bevölkerungsreichste Bezirk der damaligen Kaiserstadt. Die katholische Familie Fuchs wohnte in der Rothen Sternngasse 427, um die Ecke, in der Zirkusgasse, ging Anna zur Volksschule. Also mitten im Herzen des jüdischen Wien. Im 17. Jahrhundert bestand hier das Ghetto, es folgten Vertreibung und Tolerierung, Willkür und Gewähren, parallel zu den Finanzbedürfnissen des Hofes, bis mit dem Toleranzedikt unter Josef II. und der Aufhebung sämtlicher Arbeits- und Wohnbeschränkungen nach der bürgerlichen Revolution von 1848 der Aufstieg des Judentums in der Habsburgermonarchie begann. Es war ein beispielloser Aufstieg. Die große jüdische Einwanderung aus allen Teilen der Monarchie setzte aber erst 1860 ein. Wien wirkte wie ein Magnet, seine deutsche Kultur und die deutschen Werte zogen vor allem aufstiegswillige Juden in die Reichsmetropole. Der Brückenkopf dieser Einwanderung war die Leopoldstadt. Hier kamen sie alle an: Theodor Herzl ebenso wie Sigmund Freud, Victor Adler oder der Vater von Arthur Schnitzler. Wer konnte, blieb nur vorübergehend und zog bald in den großbürgerlichen Bezirk Alsergrund oder gar in die Ringstraße um.

Annas Vater, Johann Fuchs, war ein alteingesessener, aber eben nicht koscherer Fleischhauer, einer von denen, die es zu etwas gebracht hatten. Sein Geschäft in der Taborstraße war eine kleine Goldgrube. Als Anna fünf Jahre alt wurde, konnte Johann das Wohnhaus in der Rothen Sterngasse kaufen und so in die damals rasch wachsende Schicht der Hausbesitzer aufsteigen. Immobilien- und Finanzgeschäfte waren die verheißungsvollsten Verlockungen der Zeit – und die Wirtschaftsbereiche, in denen der ökonomische Aufschwung schließlich verspielt wurde.

Für die gläubigen Juden des Viertels begann am Freitagabend der Sabbat mit dem traditionellen Sabbatmahl, und am Samstag, wenn sie in den Leopoldstädter Tempel oder eine der anderen Synagogen strömten, erreichte der jüdische Ruhetag seinen Höhepunkt. Anna und ihre Familie gingen indes am Sonntag in die Pfarre St. Leopold, in der das Mädchen auch getauft worden war. Die Mutter musste stets mahnen, wenn die Familie zum Kirchengang aufbrechen wollte. Anna hörte nicht auf sie, sie spielte lieber Fangen mit den beiden älteren Geschwistern, mit Alois und Franziska. Auch der Vater drohte seiner Kinderschar, er würde ihnen den Hintern versohlen, wenn sie nicht endlich kämen. Dann, im Sonntagsgewand, spazierten sie endlich los, die Mutter trug den Kleinsten, Eduard, auf dem Arm. Der Weg zur Kirche war nicht weit, und dennoch tauchte Anna dabei in die fremde Welt der orthodoxen Juden ein, Männer in Kaftan und mit Beikeles, Frauen unterwegs zum koscheren Fleischer. Sie hörte Jiddisch und roch an Pessach die frisch gebackenen Mazzen.

Anschließend an den katholischen Gottesdienst gab es bei den Großeltern mütterlicherseits das Sonntagessen. Die Reiters stammten aus dem Bayerischen, begüterte Gastwirte, die es nach Wien verschlagen hatte.

Kurz vor Annas Geburt ließen sie sich porträtieren. Das Gemälde zeigt ein elegantes Paar mit feinen Gesichtszügen und kost-

baren Kleidern – er mit einem Pelz um die Schultern, einem Zwirbelbart wie Napoleon III., während sie kostbare Brüsseler Spitze und hübsche Juwelen trägt. Sie hält einen Fächer nachlässig zusammengeklappt in den Händen, die so gar nicht nach harter Arbeit aussehen, sondern nach Verfeinerung, Muße und Tanz. Wer weiß schon, was dem Künstler Joseph Plank aufgetragen wurde, doch das Bild wirkt wie die Selbstdarstellung reichlich selbstbewusster Leute, die nach der Mode der Zeit ihren beträchtlichen Wohlstand auszustellen wussten.

Wie hat sich wohl die Atmosphäre in der Leopoldstadt auf die kleine Anna ausgewirkt? Wie hat sie das bunte Völkergemisch als junges Mädchen wahrgenommen? Hatte sie Berührungsängste? Spürte sie die feinen Unterschiede zwischen den Religionen, den Einheimischen und den Immigranten, den wohlhabenden und den bitterarmen Bewohnern des Viertels? Und war es dieser Erfahrungsschatz, aus dem ihre tolerante Einstellung Juden gegenüber, ihre Offenheit für alle Fremden, Zugereisten und Gäste hervorging?

Die 1860er und 1870er Jahre waren eine Art Goldenes Zeitalter, eine den Juden gewährte Ruhepause von der Allgegenwart der Ressentiments. Sie dauerte nicht allzu lang. Schon in den frühen achtziger Jahren sollte aus dem alten Judenhass die moderne Form des Antisemitismus werden.

Den Kaffee hatte Anna längst ausgetrunken, sich ausnahmsweise sogar noch einen zweiten Großen Braunen genehmigt. Schnell noch die Cholera-Nachrichten, die las sie stets mit Sorgfalt, denn sie betrafen das Hotelgewerbe ganz unmittelbar. In Budapest waren binnen vierundzwanzig Stunden zehn Menschen erkrankt und fünf gestorben, Reisende aus Rumänien mussten noch immer drei Tage in Quarantäne. Das war beruhigend unbedeutend. Die Cho-

lera war trotz aller Gesundheitsmaßnahmen noch immer allgegenwärtig, hin und wieder schnellte die Zahl der Erkrankungen ganz plötzlich irgendwo im großen Habsburgerreich derart in die Höhe, dass die Seuche epidemische Züge annahm. Der anwachsende Tourismus, die Beschleunigung des Reisens durch die Eisenbahnen, die die Donaumonarchie seit der Mitte des Jahrhunderts wie pulsierende Adern durchzogen, trugen das Ihre zur Verbreitung der Krankheit bei.

Anna Sacher fröstelte, sie zog sich den Schal fester um die Schultern. Die Todesanzeigen. Sie war erst dreiunddreißig und dabei, ihren Mann zu verlieren. Er lag seit vorgestern im Fieberdelirium. Seit Tagen schon wollte die Lungenentzündung nicht abklingen. Gleich würde der Doktor erscheinen, wie jeden Tag. Gestern schon meinte er, es werde bald zu Ende gehen. Eduard war ein guter Ehemann, rechtschaffen und treu. Sie konnte ihm nichts Schlechtes nachsagen, vielleicht, dass er in den letzten Jahren zu viel getrunken hatte, eine Berufskrankheit, der sich zu entziehen, aber gleichzeitig als Wirt tonangebend zu bleiben, kaum möglich war. Dass sie dadurch immer öfter Aufgaben hatte übernehmen müssen, die die seinen waren, störte sie nicht. Sie war jung, voller Kraft und Energie, sie war es schließlich gewesen, die aus dem Maison meublée hinter der Hofoper ein Hotel von Rang gemacht hatte.

Was, wenn Eduard die Lungenentzündung nicht überlebte? Kurz stockte Anna, blickte gedankenverloren von der Zeitung auf Richtung Fenster. Immer noch schneite es, ganz sanft. Sie wusste, dass sie auch alleine zurechtkommen würde. Aber wie schnell doch alles vorbeigegangen war: die Hochzeit, die Geburt der Kinder, das Leben an Eduards Seite. Was hatten sie in den zwölf Jahren nicht alles gemeinsam aufgebaut, wie viele Herausforderungen gemeistert, ohne allzu viele Worte darüber zu verlieren. Schon bald hatte Eduard ihr das Hotel überlassen und sich selbst um das Delikates-

sengeschäft und die großen Diners und Festbankette gekümmert, die – egal ob in Belgrad oder Athen – er zu organisieren ein ganz eigenes Talent besaß. Sie hatten die Ehe stets als Interessensbund wahrgenommen, nicht mehr und nicht weniger.

Der Erfolg des Sacher war keineswegs selbstverständlich gewesen. Die Zeit rund um die Weltausstellung 1873 hatte einen harten Konkurrenzkampf unter den Hotels der Stadt ausgelöst, unter den alten und den schnell aus dem Boden schießenden neuen, von denen das Sacher nur eine der ersten Adressen war, die Fremde in der Stadt seither anlaufen konnten. Da waren nicht nur das Imperial und das Grand Hotel auf der Ringstraße, sondern vor allem das Stadt Frankfurt, das auf dem Neuen Markt gelegene Meissl & Schadn, das Erzherzog Karl und das rechtzeitig zur Weltausstellung fertig erbaute Metropol am Morzinplatz unweit des Franz-Josefs-Kai – alles ernst zu nehmende Konkurrenten mit gutem Service und angemessenem Luxus. Selbst Ende der 1880er Jahre, etwa zum Begräbnis des Thronfolgers Erzherzog Rudolf, waren mehr Fürsten und Grafen in den genannten Hotels abgestiegen als im Sacher. Im Stadt Frankfurt hatte es von hohen Herrschaften nur so gewimmelt – die Fürsten Windisch-Grätz, Auersperg, Rohan und Lobkowitz residierten dort –, während im Sacher bloß Fürst Hohenlohe wohnte. Gewiss, der Obersthofmeister war eine Institution, dennoch hatte es Anna gewurmt. Daraufhin hatte sie ein Inserat im *Salonblatt* schalten lassen und an ihrer Werbestrategie gefeilt. Das Sacher funktionierte nach ihren Vorstellungen, gehorchte ihrem Rhythmus, war auf ihren Klang gestimmt – ein sehr spezieller Klang, der seither aus der Stadt nicht mehr wegzudenken war.

Noch bevor der Arzt zu Mittag an das Bett des Kranken trat, war es mit dem wohl berühmtesten Restaurateur und Hotelbesitzer

der Stadt zu Ende gegangen. Man hatte Anna rufen lassen, als der Pfarrer zur letzten Ölung erschien. Gerade hatte sie die am Vortag angekommenen Gäste der Polizei gemeldet, eine tägliche Übung. Fürst Dolgorukow aus Moskau und Graf St. Julien, ein treuer Gast aus Vöcklabruck. Graf Wolodkowitz aus Odessa blieb noch ein paar Tage, die Ungarn ebenfalls, und die drei Bankdirektoren aus Sarajewo machten sowieso keine Anstalten abzureisen. Dann war Anna nach Hause geeilt. Der Schnee schluckte die Geräusche der Stadt und ließ die Zeit für einen Moment stillstehen.

Herr, gib ihm die ewige Ruhe, das ewige Licht leuchte ihm ... Rosenkranzgemurmelp schlug ihr entgegen, als sie das Sterbezimmer betrat. Er nahm sie nicht mehr wahr, niemanden mehr. Sie setzte sich auf die Bettkante, ihre Hand suchte die seine. Ob er Schmerzen habe, fragte sie den Arzt. Er schüttelte den Kopf.

Nein, sprach er leise. Jetzt wohl nicht mehr.

Dann fühlte er den Puls und strich mit ernster Miene behutsam über die Augen des soeben Entschlafenen. Anna unterdrückte ein Schluchzen, es erfüllte ihre Brust und entlud sich schließlich doch bloß in einem Seufzer. Sie würde das gemeinsam begonnene Werk fortsetzen, wie einen letzten Auftrag, den ihr der Mann, Freund und Weggefährte abverlangte.

Behutsam, ohne ein Geräusch zu machen, erhob sie sich. Dann hörte sie wieder das Rosenkranzgemurmel.

Herr, lass ihn ruhen in Frieden ... Vater unser im Himmel.

Schon kurz danach stürzte sich Anna in die Geschäftigkeit, die ein Ereignis wie dieses den Angehörigen abverlangte. Denn in Wien hatten Begräbnisse Theaterereignissen in nichts nachzustehen. Das war man sich selbst, dem Toten und der Stadt schuldig. Sie hatte also zuerst den Redakteur der *Neuen Freien Presse* rufen lassen, er würde in der Abendausgabe des Blattes bereits einen ersten Nachruf bringen. Sodann hatte sie den Bestatter einbestellt und mit ihm gleich den Termin für das Begräbnis am Donners-

tag in der Augustinerkirche fixiert. Dann noch schnell eine Depesche nach Baden gesandt, zum Vater. Der Alte würde getroffen sein, Eduard war ihm von seinen drei Söhnen immer der liebste gewesen.

Eduard Sacher war ja auch alles gelungen, was er in die Hand genommen hatte: erst 1866 das Wein- und Delikatessengeschäft im Palais Todesco, für das er 1871 den Hoflieferantentitel verliehen bekam, dann das Sacher-Café-Restaurant im Prater, wieder einige Jahre später ebenfalls dort der Sacher-Garten und schließlich 1876 als Krönung seines Geschäftssinns das Hotel de l'Opera – erst unter Annas Ägide wurde es in »Hotel Sacher« umbenannt. Seine Lehrjahre hatte Eduard mit vierzehn Jahren im väterlichen Traiteurgeschäft begonnen, einem Delikatessenladen an der Ecke Weihburg- und Rauhensteingasse in der Wiener Innenstadt. Vater Franz Sacher hatte da bereits eine beachtliche Karriere hinter sich. Mit nur sechzehn Jahren, kreierte er als Kochlehrling im Hause des Fürsten Metternich die fortan berühmte Sachertorte. Das war noch vor der Revolution von 1848 gewesen. Angeblich soll der Staatskanzler an einem Abend im Jahr 1832 Gäste erwartet haben, ungünstigerweise war aber sein Küchenchef erkrankt. Also musste der Kocheleve Franz Sacher das Menü zusammenstellen. Als Dessert kredenzte der findige Neuling der adligen Gesellschaft eine zarte Schokoladetorte mit Marillenmarmelade unter der Glasur. Keiner der Anwesenden hatte je eine derartig einfache wie köstliche Nachspeise gekostet, so zumindest geht die Legende, die den Ruhm der Torte und ihres Erfinders begründete.

Mit diesen ersten Lorbeeren in der Tasche verbrachte Franz Sacher weitere Gesellenjahre beim Fürsten Esterházy in Pressburg, wurde dann Küchenchef im Adligen Kasino von Budapest und übernahm daraufhin das Restaurant der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Ein Jahr nach der Revolution von 1848 ging er

zurück nach Wien und eröffnete im Palais Pereira jenes Delikatesengeschäft, in dem sein ältester Sohn Eduard später seine ersten beruflichen Erfahrungen sammeln sollte. Schon die an den Laden angeschlossene Weinstube war ein beliebter Treffpunkt der besseren Wiener Gesellschaft. Man ging zum Sacher wie heute zum Meisl am Graben oder zum Käfer in München; nicht nur, um erlesene Köstlichkeiten zu kaufen – etwa Kaviar, Hummer oder diverse Wildpasteten –, nein, auch um die neuesten Weine zu verkosten, kleine Häppchen dabei zu verspeisen und von seinesgleichen gesehen und begrüßt zu werden. Die Geschäfte liefen so gut, dass sich Franz Sacher alsbald in Baden bei Wien eine Villa kaufte, in der er bis zu seinem Lebensende im Jahre 1907 wohnen sollte. Die Torte freilich erlebte einen geradezu beispiellosen Siegeszug. Schon damals, als der Sohn ihres Erfinders starb, wurden täglich bis zu 400 Stück gebacken und in aller Herren Länder geliefert. Geändert hat sich daran bis heute nichts, nur die Zahl der Torten vervielfachte sich.

Zwei Tage nach seinem Tod trugen sie Eduard Sacher zu Grabe. *Der Stammgast*, das Zentralorgan der Hotel- und Gastwirte, schrieb in der nächsten Ausgabe voller Rührung: »Sein Leichenbegängnis zeigte so recht, welcher Beliebtheit sich der Dahingeschiedene erfreute. Ein dichtes Menschengespinnnt zog sich von dem Hotel Sacher bis nach der Augustinerkirche, und alsbald erlitt der übrige Verkehr mannigfache Störungen.«

Man muss sich das vorstellen. Die Innenstadt lahmgelegt, Trauernde zu beiden Seiten der Straße, die Hotelbediensteten vorneweg, dann die Leichenkutsche mit dem Sarg, das Klappern der Hufe, Trauermärsche und Rosenkranzbeten, das beruhigende Abschnauben der Pferde. Und dann, in der Kirche, die, wie das *Salonblatt* zu berichten wusste, bald »beängstigend voll« war: Aristokraten und Militärs, der Bürgermeister und diverse Gemeinderäte.

